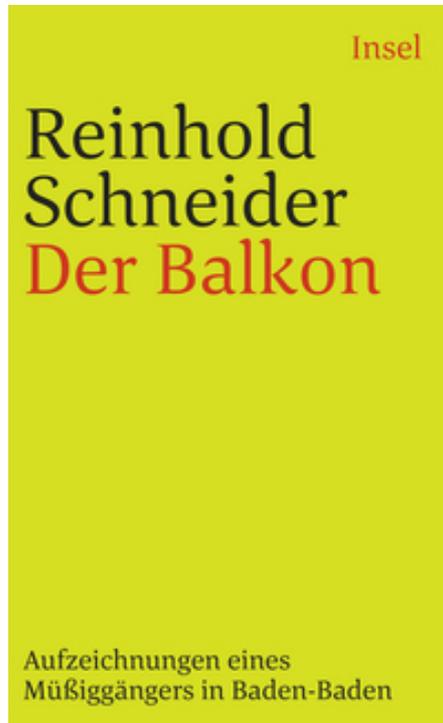


Insel Verlag

Leseprobe



Schneider, Reinhold
Der Balkon

Aufzeichnungen eines Müßiggängers in Baden-Baden
Nachwort von Pirmin A. Meier

© Insel Verlag
insel taschenbuch 2605
978-3-458-34305-9

Während seines Aufenthaltes im winterlichen Baden-Baden – seiner Heimatstadt – erlebt Reinhold Schneider den Abriß des Hauses seiner Kindheit. Erinnerungen steigen in ihm auf – ihm erscheinen in den alten Räumen und auf dem Balkon die Gestalten der Gäste und Bewohner, berühmte wie längst vergessene: Kaiser Wilhelm I. und Bismarck, Roon und Johann von Sachsen; die Eltern des Dichters, Verwandte und Dienstboten. Schneiders Erinnerungen verweben sich mit der Geschichte der traditionsreichen europäischen Bäderstadt und ihrer Besucher und Einwohner – von Lasalle bis Lorca, Hebbel, Strindberg und der Dame mit dem Hündchen. – Ein Spaziergang durch Baden-Baden und seine Geschichte.

insel taschenbuch 2605
Reinhold Schneider
Der Balkon



Reinhold Schneider
Der Balkon

Aufzeichnungen eines Müßiggängers
in Baden-Baden

Mit einem Nachwort
von Pirmin A. Meier

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 2000

insel taschenbuch 2605

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1957

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-34305-9

Es gibt nun bald kein Tiefstes mehr,
Das jeder nicht erreichte,
Und in der Welt ist nichts mehr schwer
Als eines nur: das Leichte.

GRILLPARZER

Die werkh zaigen ann,
das die Arbeit uss ist.

PARACELSUS

Anfang des Jahres 1957 wurde das Hotel Messmer
in Baden-Baden abgerissen

Das verurteilte Haus

An eine stumpfe Ecke in der Breite von drei Fenstern und in der Höhe von vier Stockwerken schließen sich nach Westen und Osten, gegen den Kurgarten und das Theater, ebenso hohe lange Trakte; der östliche, gegen die Rückseite des einstigen Hoftheaters gewendete, stößt auf einen fast selbständigen Anbau der ausgehenden neunziger Jahre, der auf den hohen Fensterbogen des Speisesaales ruht. Der westliche, gegen die Seitenfront des Kurhauses gerichtete, ist durch eine zweigeschossige Halle mit einem Neubau in einigermaßen fatalen Formen des Jugendstils verbunden; mein Vater hat ihn vor dem Ersten Weltkrieg in zeitgemäßem Optimismus an ungeeigneter Stelle errichten lassen. (Ein Teil der Zimmer war düster und feucht, die Eleganz war fragwürdig, und eine schwer zu bezeichnende Freudlosigkeit durchschauerte die Räume und Gänge; sie fiel mir, während ich heranwuchs, mehr und mehr aufs Herz.) Die beiden äußeren Teile, der Saalbau und der in Privatwohnungen aufgeteilte Neubau, sollen stehen bleiben; alles übrige, der Kern, Wohnung unzählbarer ferner Gestalten, und sogar, mit geziemender Bescheidenheit vor den Großen der Gegenwart gesprochen, einstmals geschichtlicher Ort, nun aber Eigentum der Stadt, soll fallen. Das Haus ist zwar von Arbeitslärm erfüllt, in Wahrheit aber ganz allein. Gas, Strom, Wasser sind abgestellt; es ist aus der Gemeinschaft geschieden. Wir haben Januar, und bis Frühjahr hofft man fertig zu sein und den erwarteten Frühlingsfahrern und Kurgästen einen freundlichen Anblick bieten zu können – statt des zur Melancholie anregenden der letzten Jahre –, nämlich eine verbreiterte Straße, einen Parkplatz oder eine aufsprießende ›Grünfläche‹, denn von einer Wiese kann keine Rede sein: die Leere also, die allenthalben ein unabweisbares Erfordernis geworden ist und mehr Recht hat als ein

übermüdetes, so lange in sträflicher Weise vernachlässigtes Haus. Nur Reminiszenzen hausen darin, die freilich keine ganz alltäglichen Reminiszenzen sind.

Keine Anklage! Lieber ein *Mea culpa*, in persönlichem und in weiterem Sinne. Denn etwas habe ich doch mit der bevorstehenden Passion des Hauses und der Schande seiner öffentlichen Sektion oder Verwesung zu tun. Auch ist das Bedürfnis nach Leere, in der wir unsere maschinellen Fuhrwerke aufstellen und unsere Erinnerungen los werden können, ein Kriterium der Ära. In Dänemark ist ein Streit ausgebrochen um das überaus bescheidene saubere Häuschen in Tistedt, wo Jens Peter Jacobsen geboren wurde: es hat ein einziges Dachfenster, begehrt nicht viel Platz und kokettiert nicht so emsig mit der Melancholie wie der arme Herman Bang, der seinen Zuhörerinnen Tränen zu entlocken pflegte, um sie zu verspotten. Es ist genau das Haus, durch das ein Dichter so unauffällig wie möglich die Welt betreten kann. Also auch in Dänemark gibt es Maßgebende, die eingesehen haben, daß ein Parkplatz wichtiger ist als ein kleines Denkmal der Dankbarkeit, der Pietät. Vielleicht haben sie recht. Auch das Haus in London, auf Devonshire Terrace, wo Dickens den ›David Copperfield‹ schrieb, kann sich, wenn man der guten Berlingske Tidende glauben darf – und wie sollte man das nicht? –, nicht mehr viel Hoffnung auf seine Fortexistenz im Atomzeitalter machen. Ich kenne weder die Verkehrsprobleme Tistedts noch Londons – alle Verleger, aber wenige Autoren haben Wagen – und zeichne nur mit Mühe, und in dem ernstesten Bestreben, jeglichen Urteils mich zu enthalten, einige wenige aufgeschnappte Züge unseres verdächtigen Brückenübergangs oder Zeitalters auf.

Hier geht es also nur um Beobachtungen und Reflexionen eines ein wenig invaliden Müßiggängers, der sich ein Vergnügen daraus macht, sich vom ›literarischen Leben‹ und den ›Literatoren Deutschlands‹ mit geziemender Höflichkeit zu verabschieden – auf dem Wege zur Existenz: vox et

praeterea nihil. Im übrigen gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß die wenigen, die noch mit Jens Peter Jacobsen um Mitternacht vor der Entfaltung, Strahlung und Erschöpfung einer Kakteenblüte erschauern oder sich neigen vor dem unheimlichen Zug der Kreuzträger über Bergamo oder die Stimmungen und Schwingungen dänischer Interieurs zu empfinden vermögen und solche Empfindungen sogar als einen ernsthaften Lebensinhalt betrachten, nicht so bald aussterben werden. Denn solche Kostbarkeiten ruhen in der Sprache, wie das veruntreute Gold im Rhein. Und solange uns die Sprachen erquicken – die treuherzige, sensible, behaglich-umständliche, geschmeidige, den Sprecher ironisierende dänische Sprache –, können wir nicht absterben, auch dann nicht, wenn der Rhein, wie nicht zu verhindern, gänzlich zur industriellen Vorrichtung geworden ist, also zur vollkommenen Leere, um die höchstens noch, zwischen Bingen und Koblenz, im Interesse der Winzergenossenschaften, die ›Loreley‹ erklingt. –

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen,
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen.

Und:

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ists, als schritten
Die toten Väter all heraus,
Um für ihr Haus zu bitten...

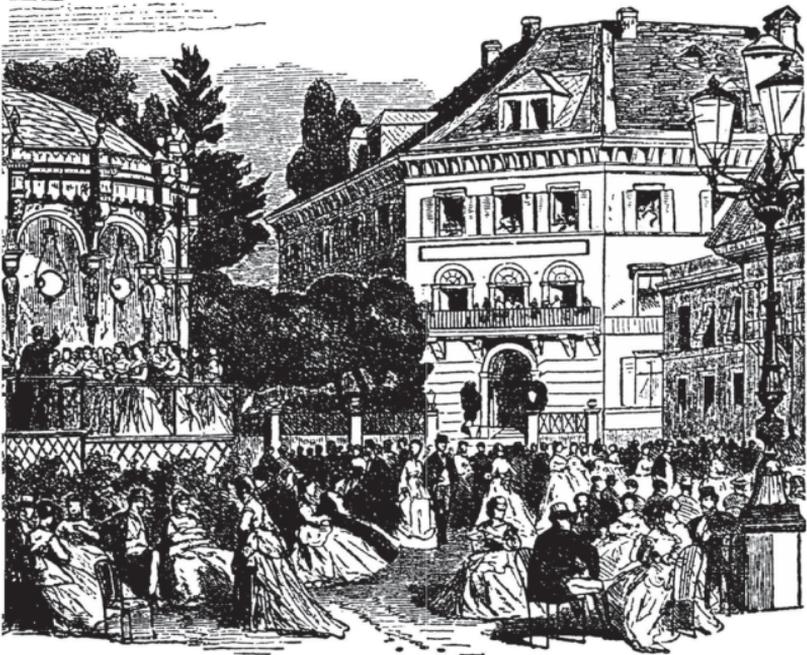
Ich weiß nicht, warum gerade diese Verse Hebbels, aus dem vom Großherzoglichen Ministerium besorgten Schullesebuch, mir im Gedächtnis hängen geblieben sind. Nun bewähren sie sich als Voranzeige. Die Fundamente aus rotem Sandstein sind samt der von ihnen getragenen Balustrade, die die Speiseterrasse umrahmte, zersprengt. Die Terrasse war um etwa einen Meter über die Straße erhöht, damit die

Speisenden, während die langen Frackschwänze der Kellner sie umflatterten, zuweilen aber auch auf sich warten ließen, den Blick auf den Kurgarten, die Allee und das Theaterchen genießen konnten, in das – unter Aufsicht des Kulissenmeisters Ackermann, dessen Frau den Vorverkauf besorgte – vielversprechende Kulissen getragen wurden. (Die Kellner waren damals noch nicht ›Herren‹.) Zwischen den Steinsplintern und aufgehäuftem Schutt liegen die bunten Scherben der Fenster des Restaurants. Auch sie waren mit den eleganten Linien und pflanzlichen Ornamenten des Jugendstils dekoriert. Die Arbeiter stehen auf Leitern und schweißen das Gestänge durch, auf dem das einst mit Rasen bepflanzte Terrassendach ruhte. Es zischt und lärmt und sprüht; Funkengarben schießen in das Dämmer, das aus der aufgebrochenen Halle quillt; die Stangen lösen sich knirschend und stürzen ab.

Ich steige die Stufen zur Terrasse hinauf, unter dem gewölbten Glasdach, das so viel Ankunft und Abschied beschützt hat, und betrete die Eingangstreppe. Das sind nun wohl fünfunddreißig Jahr her, seit ich hier nicht mehr ging. Die altvertraute Tür weicht zurück. Hier, rechts, in dem kleinen Konversationszimmer, das früher durch einen Plüschvorhang abgeschlossen werden konnte, stehen auf einem Tisch die Bier- und Thermosflaschen, die Eßgeschirre der Arbeiter, und dahinter lehnen die Räder an der Wand; Mäntel, Rucksäcke und Mützen sind darauf abgelegt. Nadelstiche der Erinnerung! Hier hat einmal ein junger schwindsüchtiger Künstler seine Bildchen aufgehängt. Er konnte sie nach drei Tagen der Geduld alle wieder einsammeln, obwohl er nicht mehr als fünfzig oder hundert Mark für ein jedes Stück verlangt haben wird. Am Eckpfeiler heftete der Portier – ein Schweizer mit blondem Spitzbart, überhitztem Gesicht, blinkenden Schlüsseln auf den Rockumschlägen und im Benehmen gegen die Pagen ebenso ordinär wie poliert gegen die Gäste –, hier heftete Herr Pflüger im Jahre 1914 erst die Mitteilung aus Sarajewo an, und

dann, im glorreichen August, die noch feuchten Extrablättchen: Kriegserklärungen, die das Selbstbewußtsein stärkten, Nachrichten von bestürzenden Siegen unter Höchstem Befehl, von Dum-Dum-Geschossen, von empörenden Mißhandlungen, denen die Schwestern vom Roten Kreuz ausgesetzt waren, von unglaublichen Spionageaffären. Aber das Interesse erkaltete bald. Schon im nächsten Jahre – wenn ich mich noch recht erinnere – fand Herr Pflüger keinen Anlaß mehr, sich weiterhin um die Stelle in Baden-Baden zu bewerben.

Der aufsichtführende Zimmermann kommt auf mich zu. Mit angemessener Bescheidenheit frage ich, ob ich das Haus noch einmal betreten darf. »Es gehörte meinen Eltern. Ich habe hier meine Kindheit verbracht. Hier unten auf dem Bänkchen in der Ecke der Terrasse saß jeden Abend mein Vater.« (Und ich sehe ihn, wie er den Zwicker zurechtsetzt, in der Weste aus steifem weißen Piqué, das Treiben im Kurgarten überblickend, das Kommen und Gehen seiner Gäste. Aber jetzt wird er in den Keller gerufen, weil eine besondere Flasche bestellt worden ist, und er zieht schon den gewichtigen Schlüsselbund, den er niemals in andere Hände gibt. »Für welche Nummer?« – »62.« – »Ach so. Den Bon!«) – »Ja«, sagt der Aufseher mit verhaltenem Unterton des Bedauerns, »das Messmer. Aus anderen Zeiten.« – »Ob ich wohl hindurchgehen darf? Ich möchte Abschied nehmen. Wissen Sie, ich habe Erinnerungen. Es ist ein bißchen eine traurige Sache.« – »Gehen Sie ruhig hindurch. Aber« – mit einem Blick auf meinen Stock – »seien Sie vorsichtig auf den Treppen. Im dritten, vierten Stock sind die Geländer nicht mehr fest. Es muß schnell gehen.« – Er grüßt und gibt mir die Hand: »Sie können wiederkommen, – wie Sie wollen.« Nun, das Haus war keineswegs elegant, nicht von erwähltem Geschmack wie seine gleichaltrigen Konkurrenten, der Russische, Englische, Europäische Hof oder ›Hôtel de la Cour de Bade‹ oder gar ›Stephanie-les-Bains‹. Es war ur-



Hotel Messmer

prünglich einfach, kein Hotel, sondern Maison, eingerichtet für eine Zeit, da Vornehme einfach waren. Unter der Sonne unvermuteten Glücks breitete es sich aus, stockte es sich auf, was schon seine inneren und äußeren Proportionen ein wenig in Unordnung brachte. Gegen das Ende des Jahrhunderts befließigte es sich eines gewissen Prunks, der ihm, einer gediegenen Ehre, nicht recht anstand. Es wurde zur Alten Dame im hellen Sommerhut, auf deren welker Haut übertriebene Ketten funkeln. Hier unten, die Halle, die nach dem zweiten Zusammenbruch zu nicht mehr ersichtlichen Zwecken durch Mauern aus rohen Backsteinen in Kammern aufgeteilt wurde, gefiel sich zu ›meiner‹ Zeit mit höchst unbequemen, steifen, hart gepolsterten Ecksofas und Stühlen. Sie sahen wie Laubsägearbeiten aus und waren in aller Ornamentik des Jugendstils gehalten. Auf den Vorprüngen und in den Einbuchtungen der die Plauderecken bildenden Staffagen standen Fächerpalmen; sie hatten ein

schweres Atmen, wurden zwar dann und wann auf Befehl meines Vaters von den grünbefrackten Boys, den ›Laubfröschen«, in den Platschregen getragen, gaben aber meist vor der dritten Saison den Lebenskampf auf. Auch war es ein bißchen unbehaglich, diese gewichtige Zierde auf so leichter Stütze über sich zu wissen. Dahinter, im Lesezimmer, lagen in den guten Jahren die Zeitungen aller Welt. Aber der als Hausbibliothek bezeichnete Bücherschrank beschied sich mit einem vielbändigen *Orbis pictus* aus Großvaters Zeit. Aus den ungefügigen, abgestoßenen Lederbänden holte ich meine ersten Anregungen. Wer zu lesen beginnt, tritt eine Einsamkeit an, die sich nicht mehr begrenzen läßt. Hier fand ich das Bild des geharnischten, lorbeergekrönten, einäugigen, leidgezeichneten Luis de Camões, der sozusagen zur Galionsfigur meiner fragwürdigen Lebensfahrt geworden ist: er lockte mich auf Meere, denen ich nicht standhielt, und führte mich in Geheimnisse, die mich nicht mehr loslassen werden. Freilich ist das nur gleichnisweise gesprochen: es kann sich nur um interne Schiffbrüche handeln, nicht vor Macao oder Hongkong, nicht um das über die Wogen gehaltene unsterbliche Gedicht: um einen Wink nur, für einen Augenblick, über die Wellen; um das Zeichen eine Einverständnisses mit denen, deren Chance der Schiffbruch ist. Das Meer ist übersät von Gescheiterten, die sich an Planken klammern und die Hand nicht mehr frei haben für das Große, für das Gedicht. Aber über uns hin fliegt eine Taube zum Fels, an dem das Ruder zerbrach. –

Der Versuch meines Vaters, mit der Romanreihe von S. Fischer und einigen, übrigens guten und mir noch deutlich erinnerlichen Novellensammlungen eine Hausbücherei zu unterhalten, scheiterte an der Lesefreudigkeit der Herrschaften und Angestellten, bis ich mich des Restes erbarmte und die zerlesenen Bände in meinem Schranke beherbergte. Langsam, unter empfindlichen Mühen und Opfern, schloß sich eine Reihe. Hier vereinigten sich den Abreisenden lästig gewordene Romane und Reiseführer mit einstweilen

Unlesbarem: etwa Walther Rathenaus ›Von kommenden Dingen‹. Ich nahm den Band an mich, konnte ihn aber nicht verstehen. Noch sehe ich den Autor, wie er ins Büro kam und dem Sekretär mit höflicher Kühle erklärte, daß er zu seinem Bedauern ausziehen müsse, weil sein Zimmer ungenügend geheizt werde. (Das war in der schlimmen Zeit nach dem ersten Kriege, da die Gäste schon am Tisch saßen, während der Herd noch nicht recht brannte, bis der Chef Stühle zerschlug, um anzuheizen. Doch das gehört schon zur Agonie des Hauses.)

Ein wenig freundlicher, aber doch mit demselben Ungeschick waren der ›Damensalon‹ und das Schreibzimmer ausgestattet: den Aufbau rotgepolsterter Sofas zierten chinesische Bronzen. Sie müssen einmal ein Gelegenheitskauf gewesen sein und hatten Jahr um Jahr Verluste in ihrer Gemeinde zu beklagen. Doch tauchten dann und wann die Vermißten, Drachen und Grabpferdchen, hinter den Fenstern eines Antiquars wieder auf. Hier rechts unten ging es zum Familienzimmer, Ort flüchtigen Zusammentreffens vor der Table d'hôte, und zu dem gegenüberliegenden Büro meines Vaters. Sinnloserweise hat sich eine Tür in den Gang gestellt. Ich mache keinen Versuch, sie zu öffnen. Am Fuß der Haupttreppe, auf dem Postament, stand eine bronzene Frauengestalt, die sich ein Bukett aus elektrischen Lampen über den Kopf hielt. Sie ist längst geflüchtet, samt ihren kleineren Schwestern auf den Treppenabsätzen. Das ist das Zimmer der Eckfront im ersten Stock, wo Jahr um Jahr die Majestäten, Wilhelm I. und Augusta, zu wohnen geruhten. Es ist völlig leer. Die eingelegten quadratischen Platten des Parketts sind herausgerissen und übereinander geworfen. In den drei vom Fußboden zur Decke reichenden, in Bogen auslaufenden Fenstertüren, die sich auf den Balkon öffnen, steht das Bild des Städtleins drüben über der Oos, in Schach gehalten von dem übergewaltigen Turm der Stiftskirche, von dessen barocker Haube der heilige Petrus gleißt wie Gold. (Er dient nämlich als Wetterfahne, und das ist nahezu

ein ketzerischer Gedanke, wie man sich eben im Städtlein zu aller Zeit so manches erlauben konnte, was andernorts nicht straflos ausgegangen wäre. Denn wer wollte zu behaupten wagen, daß der heilige Petrus sich im Winde der Geschichte dreht?) Das Schloß, oben, hinter dem Turm, seine Türmchen, Ziergiebel und Fronten in unpathetischem, dem Ländchen angemessenem Barock, hüllen sich in Abenddunst. Nur morgens, bei Sonnenaufgang, entbrennen die Fenster, als sei das Feuer wieder ausgebrochen, das am Bartholomäustag 1689 die alte Residenz und die Kirche und fast das ganze behagliche Geniste der Geistlichen und Ordensleute, der Handwerker und Gast- und Badewirte verzehrt hat. Hohenbaden, fern oben, zwischen Wald und Felsenkamm, hat sich dem Tag schon entzogen.

Einst fühlten sich die Markgrafen auf ihrem Berge einigermaßen sicher vor ihren streitwütigen Standesgenossen. Der erste freilich, Hermann, wurzelte nicht ein; er zog nach Cluny und wurde Mönch – und dieser Verzicht ist vielleicht ein gutes Fundament gewesen. Ein Opfer an Leben pflegte man in die Burgen einzumauern, etwa einen Hund in dem Reußischen Schlosse Burgk. Aber im Jahre des Heils 1479 sah der tüchtige Markgraf Christoph ein, daß es keinen Sinn mehr hatte, in einem Bergschloß zu wohnen. Er zog hinunter nach Niederbaden in das Neue Schloß, wo er widerspenstigen Zunftmeistern und gerissenen Badewirten besser auf die Finger sehen konnte. Das Gewähren und das Treiben an den Stätten des Wasserkultes konnten zu mancherlei Bedenken anregen; sie haben die Ermahnungen der Prediger gewiß vortrefflich illustriert und gerechte Rüge gefunden. Kurz, es war Zeit geworden, das ganze Badewesen, zumal ›bei Tag und Nacht allerlei Ungebührliches von Fremden und Einheimischen betrieben wurde‹, einigermaßen zu regeln und unter sittlichem Verdienst einen ehrlichen Nutzen daraus zu ziehen: jeder Badegast sollte einen Pfennig entrichten. Der Scherer Hans Ulrich und seine Hausfrau Katharina, tatkräftige Leute, nahmen das Bad als markgräfli-

ches Erleben in feste Hand; sie sicherten sich ein Grabdenkmal, schmückten den Friedhof und haben die Mönche unter dem Walde des Fermersbergs gewiß nicht vergessen, die treulich für ihre Seelen beteten, bis endlich, um mit Hegel zu reden, ›die Welt auf ihren Kopf gestellt wurde, nämlich auf die Vernunft‹, und das ärgerliche Bimmeln des Kapuzinerglöckchens über den Weinbergen verstummte.

Ja, das Städtlein! In seiner Ehrwürdigkeit und schlaun Ehrsamkeit, in der Zierde seiner Torheiten, deren einige sehr ernsthafte und blutige Torheiten gewesen sind, im Schmucke seiner Sünden und seiner Anmut ist es noch immer, was es war. Und wer nimmt es mit der Verschmitztheit auf, die sich durch Jahrhunderte, vom Witz der Generationen genährt, um das Wohl der Gäste verdient machte! Aber ich habe noch einmal und allein diesen Blick durch das Fenster vom Balkon der Alten Majestät. Es ist ein Balkon, der, könnte man mit verzeihlicher leichter Übertreibung sagen, einmal über der Welt hing, jedenfalls eine beachtliche Aussicht bot mit geschichtlichen Perspektiven. Hier saßen wir gelangweilt in den trüben, an Gästen armen Sommern des Ersten Weltkrieges. Und nun ist von Verheißungen der Geschichte keine Rede mehr. Der Balkon ist die Gondel des Luftballons, der alljährlich, am Feiertage der heiligen Apostel Petrus und Paulus, umständlich auf der Wiese vor dem Kurgarten aufgeblasen wurde und dann unter einer heroischen Melodie der Kurkapelle entwand. Die weißbezügten todesmutigen Fahrer grüßten die ergriffenen Zuschauer und warfen ihre Sandsäcke ab; hoch und weit kamen sie nicht. Meist landeten sie glücklich in Ebersteinburg, wohin man heute mit dem Omnibus in zwanzig Minuten fährt. Aber auch in solchem Tiefflug lassen sich einige Anmerkungen und Beobachtungen machen: Flüchtiges den Flüchtigen, Begegnung der Flucht mit der Flucht. Mehr will ich nicht.

Die Landschaft ruht: der Merkur, der spitze Feuerberg, hat sich einen Schneeschleier umgelegt, und um den Felsenkamm des Battert, der aus dem Nebel sich frei macht, irrt fahles, transzendierendes Licht; die Ruine, das gebrochene Mauereck mit leeren Fenstern, romantisches Pathos, zeichnet sich zaghaft durch. In den Himmel kommt ein Leuchten von der Rheinseite des Fremersberges her, in dessen Schatten das Haus liegt, das nun wissend-unwissend stöhnt – in den Dielen wohnt ächzendes Leben – wie ein Tier vor dem Schlachthof, und die absurden Wolkenschlangen, mit deren Anfertigung die Düsenjäger den ganzen Tag unter erheblichem Geräusch beschäftigt waren, werden zu einer geheimnisvollen Schrift: am Himmel steht die verfließende Hieroglyphe der Vergeblichkeit der Vergeblichkeiten, Monogramm unserer Zeit.

Das Städtlein, das geliebte, ist für den Unkundigen nicht sehr mittheilsam; es weiß seine Geheimnisse so wohl zu verbergen wie eine seiner zierlichen Bewohnerinnen höheren Alters Bonbons und Schönheitsmittel in der Einkaufstasche – oder das Spitzhundchen, das, zum wolligen Knäuel zusammengerollt, im Beutel verschwindet, wenn die Herrin den Obus oder das Kino betritt. Da fällt mir die alte Mistreß B. ein, die, stets noch in Trauer um den sagenhaft fernen Mister B., sich täglich nach Tisch hier hinabtragen ließ in den Wagen zur Spazierfahrt: sie ächzte und stöhnte dabei laut für ihre Träger, die auch ein wenig Mitleid verdienten. Sobald sie im Freien war, sprach sie munter der Kognakflasche zu.

Das Städtlein also verrät kaum etwas von seinen frühesten Bewohnern, von Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, von den römischen Legionären, die oben auf dem Rettig, wo heute das grausame Schulzuchthaus steht, die Pflanzstätte meiner Jugend, ihre in den westfälischen und rheinischen Wäldern verdorbenen Knochen auszuheilen suchten und sich mit Votivtafeln und Statuen den Göttern des Okzidents und Orients anbefahlen. Denn die westlichen Gottheiten reich-

ten längst nicht mehr aus für ihre Beschwerden. Wieviel wäre von Caracalla zu sagen, dem Brudermörder und Mörder seiner Gattin, Verehrer der Luna, den noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Sandsteinplatte im Turm der Stiftskirche als Wohltäter und gewissermaßen Ehrenbürger feierte, Ahnherrn einer stolzen, bis in die Gegenwart sich herabstufenden Reihe! (Es ist erstaunlich, daß er mit solcher Großmut von der frommen Gemeinde geehrt wurde.)

Ich stehe ja nun, am späten Abend, am Kaiserfenster des geschändeten Zimmers, das früher stets mit Ehrfurcht betrachtet wurde und für ein Weilchen der eigentliche Ruhm des Städtleins war. Durch vierzig Sommer sahen die Vorübergehenden scheu zum Balkon, ob ihnen wohl der Anblick der Herrschaften vergönnt sei, der stolze Scheitel, das geliebte weiße Haupt. Hierher zogen fremde Fürsten und die bekümmerten Zaunkönige des Bundes. Die Zeit verhiess mancherlei Macht und grollte mit mancher Gefahr, unheimlich schien es zu werden, und die Serenissimi fühlten sich nicht mehr fest. ›Alles‹, hatte der Bischof von Autun, Überwinder Napoleons, anfangs dieses Jahrhunderts bemerkt, ›kann man tun mit den Bajonetten, nur setzen kann man sich darauf nicht.‹ (On peut tout faire avec les bajonnettes excepté s'y asseoir.) Hierher eilten Minister, Generäle, Diplomaten in geheimer Mission, Kuriere und Leibjäger, Ehrgeizlinge, die nicht vorgelassen wurden, und Falschspieler, die der Gunst Fortunas sicher waren. Niemals werden die Historiker allem auf die Spur kommen, das hier beratschlagt, beschlossen worden ist. Hier war alles ein wenig leichter. Und was am Schreibtisch nicht zurecht zu bringen war, das löste sich vielleicht auf dem Balkon. (Natürlich fehlte es auch nicht an Damen hoher Abkunft, die die Aufmerksamkeit des Alten Herrn zu erwecken suchten und mit dem Gruße des Kavaliere abgewiesen wurden. Bertha von Suttner, eine etwas beängstigende Erscheinung von festen Absichten, hatte ein klein wenig mehr Glück; Photographien in oft erstaunlich gebefroher Gewandung oder Ent-